Augenblicken auf zehn Faden Tiefe. Die geleistete Hilfe ward dem erfahrenen Schiffer reichlich belohnt.
Als er wieder in seinem Boote saß, und die Matrosen des geretteten Schiffes die Segel hißten, lüftete er den Hut und wünschte der Besatzung eine gute Fahrt.
»Das ist der Bursch, den wir suchen!« rief der Bootsmann.
»Laßt ihn«, erwiderte der Lieutenant, »ich habe ihn längst erkannt, er hat als braver Seemann gehandelt. Nicht jeder Freibeuter verdient den Strang. – Marssegel los! Fockbrassen backbord!«
Und der Kreuzer brauste durch die Wogen.

Sacherzählungen

Diese während der Aufklärung entwickelte Gattung erlebt in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen großen Aufschwung. Werden zunächst noch die dargestellten Stoffe der Naturgeschichte entnommen, wobei häufig auffällige Naturerscheinungen im Mittelpunkt stehen, so tritt schon bald eine Wendung zu den von Menschen gemachten Dingen ein. Technisches, zunächst als Wunderwerk der Ingenieurskunst, wird zum Gegenstand der Erzählungen, die sich häufig so sehr versachlichen, daß sie oft einem nüchternen, aber engagiert vorgetragenen Bericht ähneln.
Der Idealismus der moralischen Geschichte findet im Materialismus der um die Realien kreisenden Erzählungen seinen stärksten Gegenpol. Auch wenn sich lange Zeit noch Sacherzählungen behaupten können, die Belehrendes über die Natur nur zum Lobe der Macht und Weisheit Gottes und der von Gott so gewollten Gesellschaftsordnung vortragen und oft überdeutlich anti-aufklärerische Gesinnungen verbreiten, setzt sich doch die um Objektivität bemühte Sacherzählung durch. Für die religiös bestimmte Sacherzählung ist Natur der Ruhepunkt im wechselvollen Meinungsgeschäft des Alltags, da sie das Werk Gottes, nicht Menschenwerk ist; Studium der Natur ist Studium Gottes. Damit hat sich jedoch die religiös bestimmte Sacherzählung selbst den Übergang von der naturkundlichen zur naturwissenschaftlich-technischen Sacherzählung verbaut.
Anknüpfend an den Kampf des Bürgertums um Partizipation an politischer Macht setzt sich die aufklärerische Sacherzählung des 19. Jahrhunderts für eine Demokratisierung des Wissens ein, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über Schlagworte wie »Bildung für alle« und »Wissen macht frei« zu einer Auseinandersetzung mit der klassisch-humanistischen Erziehungstradition führt. Bildung im Sinne Wilhelm von Humboldts wird abgelöst von einem technisch-industriell

orientierten Fachwissen. Während dieser Auseinandersetzungen verstehen viele Autoren die Sacherzählung als Mittler zwischen der Fachsystematik des naturwissenschaftlichen Unterrichts, der zwar den Geist, aber nicht das Herz beschäftige, und der bloß unterhaltenden Kinder- und Jugendliteratur.

Vermitteln die meisten Gattungen der Kinder- und Jugendliteratur im 19. Jahrhundert ein Bild von fast absoluter Statik auf allen gesellschaftlichen und kulturellen Gebieten, so werden die jungen Leser durch die Sacherzählungen plötzlich mit einer völlig neuen Kategorie konfrontiert: mit der Dynamik. Der Einbruch des Begriffs Fortschritt in die Kinder- und Jugendliteratur – versinnbildlicht vor allem in Beschreibungen der Dampfmaschine – in eine scheinbar auf Ewigkeit festgefügte Ordnung stellte einen dramatischen Vorgang dar, den man heute kaum noch erahnen kann.

Nur wenige Jahrzehnte gelingt es der Kinder- und Jugendliteratur, einigermaßen Schritt zu halten mit der technischen und naturwissenschaftlichen Entwicklung. In dieser Zeit wandelt sich der Bereich der Technik vom bestaunenswerten Kuriosum zum lebensnotwendigen Alltäglichen. Doch bleiben alle Sacherzählungen notgedrungen populärwissenschaftlich, das heißt, es werden innerhalb der fiktionalen Bearbeitung nur Einzeltatsachen aneinandergereiht, nichts aber von den Methoden und den Grundbegriffen mitgeteilt. So schwankt auch die Sacherzählung zwischen dem reinen Sachbuch, das sich aller literarischen Einkleidungen entledigt hat, und der Erzählung, die nur einzelne Realien zur Stützung des vorherrschenden Literarischen heranzieht.

LEOPOLD CHIMANI

Vaterländische Merkwürdigkeiten

1819; 2. Aufl. 1837

[V,143] *Fürchterliche Naturerscheinung.*

Wie groß und wunderbar ist der Herr der Schöpfung in seinen Werken, und wie wohlthätig zeigt er sich oft, wenn er am furchtbarsten erscheint! Hiervon ein Beyspiel.

Im Jahre 1713 hörte man auf dem adriatischen Meere, nicht weit von *Venedig* ein schreckliches Brüllen unter dem Wasser, das dem Donner vieler hundert Kanonen ähnlich war. Dabey gerieth das ganze Meer zwischen den vielen kleinen Inseln in Bewegung, sprudelte gewaltsam in die Höhe, und trieb große Wellen. Man hörte erschreckliche Schläge, wovon alle benachbarten Inseln auf viele Meilen weit, wie von dem gewaltsamsten Erdbeben heftig erschüttert wurden. Endlich sah man Rauch und Flammen durch das Wasser aus dem Meere steigen. Zu gleicher Zeit aber verdoppelten sich diese fürchterlichen Schläge. Mit diesen Flammen und diesem Rauche wurden viele Steine und ansehnliche Felsenstücke in die Luft geworfen, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie einige Meilen weit bis in die benachbarten Inseln flogen. Die Bewohner derselben sahen sich daher genöthiget, auf andere weit entfernte Inseln zu fliehen, um ihr Leben zu retten. So tobte unter dem Meere ein Vulkan, der in einem fort Flamme, Rauch, Asche und Lava auswarf.

Dieser Ausbruch des Vulkans dauerte über einen Monath fort. Wenn er ja bisweilen einige Tage zu ruhen schien, so fingen doch diese erschrecklichen Schläge, dieses Feuerspeyen, Stein- und Aschewerfen bald wie-[144]der, gleichsam mit verdoppelter Kraft an. Endlich wurde alles ruhig; die Einwohner der benachbarten Inseln getraueten sich aber dennoch nicht, so bald wieder zu ihren Wohnungen zurück zu

kehren. Sie warteten noch vier Wochen ab, und faßten erst hierzu Muth, nachdem alles so lange ruhig geblieben war.
Als sie wieder auf ihre Inseln kamen, und nach der fürchterlichen Gegend hinsahen, wo sich ein so schreckliches Schauspiel der Natur gezeiget hatte, erblickten sie daselbst etwas Schwarzes in einem weiten Umfange über das Meer hervorragen. Es vergingen jedoch mehrere Wochen, ehe jemand so viel Herz hatte, sich auf einem Bote näher an diese Erscheinung zu wagen, um zu untersuchen, was es eigentlich sey. Endlich wagte man es, und man fand, daß allenthalben Felsen über dem Wasser hervorragten, die zum Theile ziemlich hoch waren. Diese Felsen nahmen beynahe den Raum von einer halben Meile ein. Man wagte es, auf dieselben auszusteigen, und ihr Inneres zu betrachten. Diese Felsen begränzten eigentlich eine neu entstandene Insel, in deren Mitte man eine große Ebene mit schwarzem Erdreiche, einer ausgebrannten Asche ähnlich, fand, wo allem Anscheine nach der Schlund des Vulkans gewesen war. Schon im folgenden Frühjahre fing diese Asche an, mit Gras zu bewachsen, und es war also durch diese schreckliche Naturbegebenheit eine neue Insel entstanden, worauf sich bald Menschen ansiedelten, und die nach und nach eben so gut bewohnt wurde, wie es alle übrigen Inseln des adriatischen Meeres sind. Noch waren nicht zwey Jahre verflossen, so geschah im Jahre 1715 eine wiederhohlte Vorstellung [145] jenes fürchterlichen, aber in verschiedener Hinsicht auch prächtigen Schauspiels der Natur. In einer Gegend des adriatischen Meeres, die nur wenige Meilen von der vorigen entfernt war, ereigneten sich eben die gewaltsamen Bewegungen des Meeres, eben die fürchterlichen Schläge, eben das Hervorbrechen des Feuers aus dem Meere, eben dieses grausenvolle Auswerfen der Steine, Asche und Lava, das sich viele Meilen rund herum erstreckte, und über einen Monath dauerte. Die Natur schien weiter nichts zu thun, als das vorige Schauspiel noch einmahl aufzuführen, wenn etwa die Menschen auf die erste Vorstellung ihrer

erstaunungswürdigen Wunderkraft nicht aufmerksam genug gewesen wären. Hieraus entstand eine neue Insel, und es vergingen nicht zwey Jahre, so war sie, wie die vorige, von Menschen bewohnt.

[146] *Fürchterlicher Sturmwind in Wien.*

In der Nacht vom 30. September auf den ersten October 1807 erhob sich in *Wien* und auf einer Strecke von mehreren Meilen in der Umgegend der Hauptstadt, ein Sturmwind aus Nordwest, der als ein fürchterlicher Orkan, dergleichen man bey Mannsgedenken nicht empfunden hat, wüthete. Der Tag vorher so wie der Abend waren heiter und windstill. Nach Mitternacht erhob sich ein starker Wind, und des Morgens zwischen drey und sechs Uhr tobte der Orkan mit wildem Gebrause, und weckte alles aus dem Schlafe. Fenster und Thüren klirrten fürchterlich, ganze Flügel wurden ausgehoben und auf die Gasse geworfen. Die Erde schien zu erbeben, die Häuser schienen zu zittern. Das Geheul und Pfeifen des Windes, das Zuschlagen der Thore, Thüren und Fenster, die aus ihren Angeln gehoben wurden, das Geklirre der gebrochenen Glastafeln, das Anprellen der losgerissenen Dachziegel an die Mauern und Fenster, das Gekrache der einstürzenden Schorsteine, Feuermauern und Schoppen, alles dieses erfüllte mit Schrecken [147] und Grauen. Viele Familien, welche höher liegende oder baufällige Häuser bewohnten, verließen ihre Wohnungen, weil sie keinen Augenblick vor dem Einsturze derselben sicher waren.
Erst des andern Tages sah man die Verwüstungen, welche dieser Orkan angerichtet hatte. Bis neun Uhr wagten es nur wenige, auf der Gasse zu erscheinen; denn noch immer wüthete der Sturm, obwohl er sehr nachgelassen hatte, und niemand war sicher, durch die von den Schorsteinen, Dächern und Mauern herabgeworfenen Ziegel getödtet oder verwundet zu werden. Alle Plätze, Straßen und Gassen

waren mit Trümmern von Ziegeln, Glas-Scherben, Fenster-Flügeln und losgerissenen Bretern bedeckt. Die hölzernen Buden waren niedergerissen, beladene Frachtwagen umgeworfen, die Bäume entwurzelt, entwipfelt oder in der Mitte des Stammes abgedrehet. Die Kuppel des Thurmes von der Kirche der Augustiner in der Stadt lag auf der Erde in Trümmer zerschmettert. Der Sturm hatte sie vom Mauerwerke gehoben, in der Luft umgedrehet, so daß sie in einer ganz verkehrten Richtung auf der Erde längs der Gasse da lag. Hätte er sie auf das gegenüberstehende fürstlich Lobkowitz' sche Haus geschläudert, welche Verwüstungen würde sie durch ihren schweren Fall angerichtet haben? Vom Stephans-Thurme wurde eine steinerne Bildsäule herab geworfen. Da war kein Thurm, keine Kirche, kein Haus, das nicht mehr oder weniger Schaden litt, mindestens wurde ein oder das andere Fenster zertrümmert. Die hölzernen Trödlerbuden, welche damahls sich außer dem Kärntner-Thore auf dem Wege gegen das Theater an der *Wien* befanden, waren alle [148] ohne Dach und niedergerissen, die Kleidungsstücke und das Leinenzeug, welches darin zum Verkaufe war, lag weit und breit zerstreut herum.

Die größten Verwüstungen hat dieser Orkan in den Gärten, Auen und Wäldern angerichtet. Die stärksten Bäume lagen, mit der Wurzel aus der Erde gerissen oder zersplittert, da. Wo sie mit ihren Wurzeln zu fest in dem Boden hielten, lösete sich ein Ballen Erde, mehrere Klafter im Durchschnitte, mit den Wurzeln los, und der Baum stürzte. Besonders haben der Prater, der Augarten, die Brigitten-Au, und die Auen zwischen den Tabor-Brücken viel gelitten. Sie glichen Verhauen, so lagen die Bäume über einander. Noch jetzt stehen viele Bäume im Prater da, welche in diesem Orkane ihre Gipfel verloren haben. Wo sich die jungen Anlagen im Augarten befinden, dort hat der Orkan die alten Bäume entwurzelt und zersplittert.

LUISE HÖLDER

Unterhaltende Fabeln und Erzählungen aus der Naturgeschichte der Fische, Käfer, Insekten, des Gewächs- und Mineralreichs

1830

[54] *Die gebackenen Grundeln.*

(Aus dem Geschlechte der *Bauchflosser*, deren Flossen gerade unter dem Leibe sitzen.)

Heute ist ein so heißer Tag, sagte *Gustav* zu *Edmund*, seinem Bruder, daß wir hinaus an den Kieselbach gehen sollten, uns zu baden. Dieß geschah. Es schlossen sich ihnen noch einige Kameraden an, und so wanderten sie denn sämmtlich vergnügt zum Thore hinaus. – An Ort und Stelle angelangt, zogen sie Schuhe und Strümpfe aus, und plätscherten lustig im Wasser herum. Als sie aber auf dem klaren Kieselboden des Baches eine [55] Menge *Grundeln*, nämlich kleine, kaum 6 Zoll lange Fischchen, entdeckten, die mit ihrem aalförmigen Körper, wie ein Pfeil, hin und her schossen – beschlossen sie, welche zu fangen, und dann zu Hause backen zu lassen. – Alle Hände setzten sich dabei in Bewegung; aber nur selten glückte es einer, ihre Beute zu haschen, so flink entschlüpften die munteren Thiere, deren Haut ganz mit Schleim überzogen war. Sobald sie aber an's Land kamen, starben sie; denn sie konnten nicht außer dem Wasser leben. Die Knaben füllten zwar ihre Strohhüte damit, und warfen die Grundeln hinein; allein, die luftigen Behälter hielten nicht fest, und waren bald wieder leer. – Da sagte *Gustav*: Was schadet's, wenn wir die Grundeln todt mit uns nehmen? Ob sie nun auf diese oder eine andere Art eines gewaltsamen Todes sterben, so kann uns dies einerlei seyn. Und gebacken werden sie uns just so gut schmecken, als wenn wir sie mit dem Messer, so wie andere Fische, geschlachtet hätten.

Vorher aber muß ich mir sie doch recht genau besehen, sprach *Edmund*, indem er eines der Fischchen in die Hand nahm. Seht einmal, wie schön dunkelgrün sein Oberleib ist, fuhr er fort, indem er sich zu seinen Kameraden wendete. Der Unterleib ist hellgrün und an jeder Seite des Mundes sitzen ihm drei Bartfasern. Sonderbar genug aber sind seine Augen gebaut, die immer in die Höhe zu schauen scheinen.

[56] Daher gehören die Grundeln auch zum Geschlechte der *Hochschauer*, sagte einer der Knaben.

Ich habe die Grundeln auch zuweilen *Schmerlen* nennen hören, bemerkte ein Andrer.

Die Kinder hatten indessen ihre Fußbekleidung wieder angezogen und wollten sich, mit den gefangenen Fischen, eben nach Hause begeben, als *Gustav* sagte: Wartet noch einen Augenblick; ich will mir nur dort, in jenem schlammigen Wasser, einen *Wetterfisch* oder *Schlammbeißer* holen. Wenn ich ihn meiner Schwester mitbringe, die sich schon lange einen solchen gewünscht hat, weil er das Wetter anzeigt, wenn man ihn in einem Glase mit Wasser aufbewahrt, so wird sie uns dafür um so lieber die Grundeln backen.

Es dauerte auch nicht lange, so zog er aus dem schlammigen Boden einen schwärzlichen Fisch mit orangegelbem Leib, der ungefähr 8 Zoll lang zu seyn schien. Der Körper war mit dickem Schleim überzogen, und am Maul hatte er 10 Bartfäden sitzen. *Gustav* wickelte ihn in ein feuchtes Sacktuch und brachte ihn glücklich nach Hause. Seine Schwester bezeigte darüber eine große Freude, und war dafür sogleich bereitwillig, die Grundeln zu backen, die auch so vortrefflich ausfielen, daß die ganze Gesellschaft sich an ihrem zarten Fleische ungemein ergötzte. Es war dabei nur zu bedauern, daß man sich nicht satt daran essen konnte, weil die Anzahl der Fische gar zu gering war.

HEINRICH AUGUST MÜLLER

Die Wunder der Natur und die Wunderwerke der Welt

1831

[96] *Thermometer (Wârmemesser)*

Wârme und Kâlte kann man durch's Gefûhl unterscheiden aber, doch nicht angeben und genau bestimmen, wie warm und wie kalt es sey. Auch in Hinsicht dieses [97] Gefûhls herrscht unter den Menschen keine allgemeine Uebereinstimmung. Manchem kommt die Hitze in einer Stube, oder im Sommer unter freiem Himmel, unertrâglich vor, ein Anderer hingegen findet sie behaglich. Jungen Leuten friert in der Kâlte nicht, wenn sie sich bewegen, alte Menschen zittern schon bei schwachem Frost. Um es bestimmt zu wissen, wie heiß oder wie mâßig die Wârme in der Luft, oder in gewissen Flûssigkeiten sey, hat man das Thermometer erfunden, der davon die mœglichst richtigen Angaben liefert.

Gesehen habe ich einen Thermometer, aber recht angesehen habe ich ihn nicht, daß ich ihn beschreiben kœnnte, sagte Heinrich. – Minchen erwiederte: der Vater hat es uns gelehrt, Alles genau zu betrachten, damit wir uns Etwas dabei denken, uns wieder daran erinnern und davon reden kœnnen, wenn wir darnach gefragt werden. Vâterchen, was ist denn der Thermometer fûr ein Instrument? Du kannst es uns am besten sagen; dich hœren wir am liebsten davon erzâhlen.

Der Vater begann seine Rede also: ihr wißt es schon, daß die Wârme die Kœrper ausdehnt und daß die Kâlte sie zusammenzieht. Das kann man sehen. Eine Kugel von Eisen kann man durch ein Loch stecken, was von allen Seiten von ihr berûhrt wird; so, daß sie durch dasselbe dennoch fâllt; dies ist aber unmœglich, wenn sie glûhend gemacht ist. Eben diese ausdehnende Kraft der Wârme ist der Grund zur Erfindung des Thermometers.

Denkt euch, wie bei dem Barometer, womit man den Druck der Luft mißt, unten eine Kugel, von der sich eine Glasrœhre erhebt. Die Kugel und ein Theil der Rœhre ist entweder mit Quecksilber oder auch mit Weingeist gefûllt.

[98] Das Quecksilber kenne ich wohl, aber nicht den Weingeist, sagte Ernst. – Weingeist ist ein Liqueur, eine Art Spiritus, den man durch destilliren erhâlt. Er hat keine Farbe und entzûndet sich leicht. – Aber warum, so fragte Minchen, fûllt man denn die Kugel und Rœhre des Thermometers nicht lieber mit Wasser, Bier etc.? – Aus dem Grunde, weil Weingeist und Quecksilber am leichtesten von der Wârme ausgedehnt und von der Kâlte zusammengezogen werden. Es giebt auch Thermometer, die man mit Luft fûllt. Nach der Materie, die sie enthalten, nennt man sie Luft-, Weingeist- und Quecksilberthermometer. Die Glasrœhre bei dem Weingeist- und Quecksilberthermometer wird oben zugeschmolzen, bei dem Luftthermometer ist entweder die Rœhre, oder die Kugel offen.

Wird die eingeschlossene Flûssigkeit erwârmt, so steigt sie in der Kugel hœher; kûhlt sie sich ab, so sinkt sie herunter. Kugel und Rœhre sind auf einem Brettchen befestigt. An der Seite der Rœhre sind Nummern oder Grade gezeichnet, die es bemerkbar machen, wo, auf welchem Punkte, die Flûssigkeit steht, die die verschiedenen Grade der Wârme andeutet.

Die merkwûrdigsten Punkte auf dem Thermometer sind: der Grad des Gefrierens des Wassers (Gefrierpunkt) und sein Siedepunkt. Der erstere steht ganz unten, der andere ganz oben. Man findet den Gefrierpunkt, indem man das Instrument in schmelzenden Schnee steckt und den Siedepunkt, wenn man es in siedendes Wasser taucht. Den Zwischenraum zwischen diesen beiden âußersten Punkten, theilt man in eine gewisse Zahl gleicher Theile oder Grade ab. Solcher Gradeanzeiger giebt es verschiedene und nicht ein jeder [99] paßt fûr jeden Thermometer. Warum nicht? Das sollt ihr sogleich hœren.

Herr von Reaumur nahm den untern Frostpunkt an; dann

fûllte er das Thermometer mit Weingeist, den er mit Wasser verdûnnte und machte nun bis zum Siedepunkte 80 Grade. Bei dem Frostpunkte steht 0, beim Siedepunkte 80. Unter 0 machte er ebenfalls so viele Grade, als ûber 0 bis zu dem Siedepunkte. Ein solches Instrument nennt man einen Reaumurschen Thermometer.

Fahrenheit bediente sich des Quecksilbers zur Fûllung der Kugel und Rôhre. Auch auf diesem Thermometer ist ein Gefrier- und Wârmepunkt. Er bezeichnet den Gefrierpunkt mit 0 und zâhlt bis zum Siedepunkte 212 Theile oder Grade. Unter 0 sind ebenfalls 212 Grade. Nach dem Fahrenheitschen Thermometer mûßte der Siedepunkt 600 Grade haben, welches der Siedepunkt des Quecksilbers ist.

Cornelius Drebbel von Alkmar in Nordholland, soll der Erfinder des Luftthermometers gewesen seyn. Er bestand aus einer glâsernen Rôhre, die oben mit einer Kugel geschlossen, bis zu einer gewissen Hôhe mit einer farbigen Flûssigkeit gefûllt, und mit ihrer untern Oeffnung in ein Behâltniß, das eben diese Flûssigkeit enthielt, gesenkt wurde. Die Luft trieb nun, bei ihrer Ausdehnung durch die Wârme, die Flûssigkeit in der Rôhre herunter, oder diese stieg auf, wenn sich die Luft durch Kâlte zusammenzog. So brauchbar, als die vorigen Thermometer, ist der Luftthermometer nicht, aber er dient doch dazu, schnell vorûbergehende Aenderungen der Wârme anzudeuten.

[100] Aber wozu kann es denn nûtzen, daß ich's weiß, wie warm oder wie kalt es in der Luft ist? fragte Ernst und der Vater antwortete: das ist von vielfachem Nutzen. Hângt ein Thermometer im Zimmer, so kann man in demselben im Winter die Luft bis zu dem Grade erwârmen, daß das Einathmen derselben der Gesundheit wohlthâtig ist. Besonders mûßte das in Krankenzimmern der Fall seyn. Zu warme Zimmerluft ist ungesund und schâdlich. – Gewisse ausländische Pflanzen vertragen nur einen gewissen Grad der Wârme und gedeihen, wie die Ananas, in einer sehr heißen Luft, diese bestimmt man in den Gewâchshâusern nach dem Thermome-

ter. Die Essigbrauer bedienen sich ebenfalls dieses Instruments in den Essigstuben, um eine Wärme zu unterhalten, die das Sauern beschleunigt. Auch in den Bädern thut es gute Dienste. Und ist es denn überhaupt nicht gut, wenn man es weiß, wie viele Grade der Wärme oder der Kälte in der Luft herrscht, und welches die wärmsten oder kältesten Tage in einem Jahre sind? Nun wißt ihr's, was das heißt: es waren so viele Grade der Wärme oder Kälte, wovon ein Mensch, der den Thermometer nicht kennt, nichts versteht.

[113] *Der Dampfwagen.*

Bisher, lieben Kinder, waren die Schnellposten das Schnellste zum Fortbringen, aber die Engländer, nicht zufrieden damit, haben durch Dampf ein Weiteres erzielt. Eine Gesellschaft von Kaufleuten hat eine Eisenbahn von Manchester nach Liverpool anlegen lassen, und 500 £ Sterling Prämie für den schnellsten und zweckmäßigsten Dampfwagen ausgesetzt. Fünf solcher Dampfwagen haben sich zum Wettlauf angeboten. Der Beding war folgender: 1) dürfte jeder Wagen nicht mehr als 6 Tonnen (120 Zentner) wiegen, der auf einer graden Ebene ein dreimal schwereres Gewicht zehn engl. Meilen in einer Stunde fortziehe; und weil es gefährlich ist, wenn der Druck des Dampfes zu stark, so solle der Druck des Dampfes im Kessel, nicht 50 Pfund auf den Quadratzoll übersteigen.
Der zweite Beding war, daß die Maschine und der Kessel von Federn getragen würden und auf 6 Rädern ruhen sollten, auch dürfte die Höhe vom Boden zum oberen Ende des Schornsteins nicht über 15 Fuß gehen.
Der dritte Beding war, daß die Maschine wirklich ihren Rauch selbst verzehre und mit zwei Sicherheits-Ventilen versehen sey.
Die Herren Braihtwaite und Ericsson haben den Sieg davon getragen und unter dem Namen The No-[114]velty (die Neuigkeit) einen Dampfwagen geliefert, der beladen 21 engl. Meilen, mit Reisenden 32 engl. Meilen (ungefähr 6 geogr. Meilen) in einer Stunde fuhr, und unbeladen eine engl. Meile in 1 Minute 53 Secunden zurücklegte.

Diese Dampfwagen laufen auf Eisenbahnen (keilförmige Eisenstangen) die Räder sind also hohl und passen auf jene Bahn.
Dieser Dampfwagen besteht aus zwei Wagen, wovon der eine die Maschinerie und den Dampfkessel, der zweite die Last und Passagiere trägt.
Die Personen konnten lesen und schreiben während der Fahrt, obgleich die Fahrt dermaaßen schnell ging, daß sie von Häusern, Bäumen und Gegend kaum etwas unterscheiden konnten.
Die Kosten der Bahn wird zu 650000 Pfund Sterling angegeben (etwa 4½ Millionen Rthlr.) und dennoch ist der Verkehr zwischen Manchester und Liverpool so bedeutend, daß die Unternehmer reichen Gewinn erwarten.

Zauberlicht.

Als Heinrich unter dem Bilde das Wort Zauberlicht laut gelesen hatte, sagte er: Zauberlicht, das ist ja ein besonderer Name! Ich weiß es ja, daß es keine Zauberer und Hexenmeister giebt, die Wunder thun und Außerordentliches hervorbringen können. Die Taschenspieler machen Vieles, was die Zuschauer nicht begreifen können, die darüber in Erstaunen gerathen; aber es geht [115] dabei Alles ganz natürlich zu, das wissen sie selbst. Man kann die Kunst der Taschenspielerei erlernen. Nun kann ich nicht begreifen, was das heißen soll »Zauberlicht«. So wenig ein Mensch Brod schaffen kann, wenn er kein Mehl hat, aus dem es gebacken wird, eben so wenig kann er da Licht machen oder zaubern, wo keins ist. Vater, löse uns doch das Räthsel.
Der Vater nahm das Wort und sagte: das Bild soll eine Stube vorstellen, in der es ganz dunkel ist. Was ihr da, in Gestalt

eines Kåstchens, seht, ist eine sogenannte Zauberlaterne (Laterna magica). Der hohle Umkreis, in dem ihr ein Bild an der Wand seht, wird von der Zauberlaterne auf die Wand geworfen.
Man hat kleine Gläser, auf welche verschiedene Figuren, Landschaften, Brücken, Pallåste, Menschen, Thiere etc. gemalt sind, welche in einem dunkeln Zimmer vergrößert, in einem Kreise den Zuschauern vorgestellt werden, die man vorn in die Zauberlaterne so schiebt, daß das Licht in derselben sie erleuchtet. Das Bildchen auf dem Glase wird durch zwei in eine verschloßene, blecherne Laterne angebrachte Linsengläser vergrößert, von denen das erste seine Strahlen auf das zweite fallen läßt. Um aber das Bild desto stårker zu erleuchten, ist an der Rückseite der Laterne ein Hohlspiegel angebracht, in dessen Brennpunkte sich eine brennende Lampe befindet.
Es gehn Leute mit solchen Zauberlaternen umher, welche die Bilder derselben für Geld sehen lassen und sich davon ernåhren.
Die Kinder wünschten es, das Spiel einer solchen Zauberlaterne zu sehn und wie freuten sie sich, als sie nach einigen Wochen in die dunkele Stube gerufen wurden und ein kleines, hellerleuchtetes Bild an der Wand [116] sahen. Der Vater hatte sich von einem benachbarten Freunde eine solche Laterne kommen lassen. Viele Bilder wurden ihnen gezeigt, deren Bedeutung die Kinder erklären mußten. Sie dankten ihm herzlich für die Freude, die er ihnen gemacht hatte. Er sagte: guten Kindern ein nützliches und unschådliches Vergnügen zu machen, das ist die größte Lust der Eltern.

GOTTHILF HEINRICH VON SCHUBERT (Hrsg.)

Beschäftigungen für die Jugend aller Stände

1834/35

[1,467] *Der Kakerlak.*

Eine Erzählung.

»Geschwind, liebe Mutter, sieh' doch den hübschen Jungen, der da unten am Hause vorbeigeht mit den schneeweißen, über die Schultern hängenden Haaren, die so wunderschön gegen die schwarze Kleidung abstechen!«
So rief der kleine *Albert*, indem er das Fenster hastig aufriß.
Ein solches Haar und eine solche Gesichtsfarbe, sagte die Mutter, habe ich selbst noch nie gesehen. Man findet wohl auch bei Kindern weiße Haare, aber weder so blendend weiß, noch in dem Alter, in welchem dieser Junge zu stehen scheint, denn er mag wohl schon 12–14 Jahre alt sein. Zu den gewöhnlichen Menschen gehört er einmal nicht.
Ei, da müssen wir den Vater fragen, sagte *Albert*; das höre ich immer am liebsten, wenn er uns von dem Menschen und seiner Beschaffenheit etwas erzählt.
Thue das, liebes Kind, sagte die Mutter, und sei hübsch aufmerksam und lernbegierig.
Am Abend, als der Vater aus dem Arbeitszimmer kam, ließen ihm *Albert* und die andern Kinder keine Ruhe, bis er ihnen über die wunderbare Erscheinung Aufschluß gab.
Es wird, sagte der Vater, für euch besonders unterhaltend sein, wenn ich euch von dem Knaben, den ihr gesehen, und den ich wohl kenne, Einiges erzähle. Zuvor aber muß ich euch mit der besonderen Gattung von Menschen, zu welcher derselbe gehört, bekannt machen.
Daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche, wie auf alle Geschöpfe, so auch besonders auf den Menschen einen besondern Einfluß habe, werdet ihr aus früheren Unterhal-

tungen euch [468] wohl noch erinnern. Jener Einfluß erstreckt sich nicht nur auf den Geist, weßwegen das eine Volk lebhafter, feuriger, erfinderischer, leidenschaftlicher ist, als das andere, sondern auch auf den Körper. [...]

Eine solche Ausnahme von den gewöhnlichen Menschen bilden die sogenannten Monds-Augen-Menschen, Kakerlaken und Albinos.

Die *Monds-Augen-Menschen* findet man besonders in Amerika, wiewohl in sehr geringer Anzahl. Sie sind so weiß, daß auf ihrem Gesichte auch nicht das geringste Roth, wie bei andern Menschen, hervorschimmert. Auch mit der blassesten Farbe eines zarten Europäers leidet jenes Weiße keine Vergleichung. Dasselbe wird noch erhöht durch eine Art von weißem Flaum, der über ihre Haut gleichsam hingehaucht zu sein scheint. Wie die Haare dieser Menschen, so sind auch [469] ihre Augbraunen und Augenlieder weiß und bleiben es beständig. Leztere hängen etwas straff über die Augen herab. Den Tag über meiden sie das Sonnenlicht; bei Nacht sehen sie gut. Daher ihr Name. Jenes Meiden des Tageslichtes führt eine gewisse Trägheit und Unthätigkeit mit sich. Bei Nacht aber tritt eine erhöhte Lebhaftigkeit hervor. Sie leben nicht lange, und werden von ihren Landsleuten theils bewundert, theils gemieden. Man weiß keinen genauen Grund dieser auffallenden Abweichung anzugeben, denn es finden sich solche Menschen in Familien, die ihre ganz gewöhnliche Kupferfarbe haben. Einige Naturforscher halten es für eine Krankheit, was eigentlich nicht der Fall ist, aber darum so scheinen mag, weil jene Leute weicher und schwächlicher sind.

Die *Kakerlaken* sind eigentlich weiß-gestreifte Neger und finden sich vornämlich auf der Insel Java. Sie haben weiße Haare, verschließen ihre Augen bei Tag, und gebrauchen sie nur bei Nacht. – Linné nennt sie Nachtmenschen, die bei Tag in Höhlen leben, daher er sie gar nicht zu den Menschen rechnen will.

Die *Albino's* unterschied man früher von den eigentlichen Kakerlaken nach dem erhöhten Grad der weißen Farbe;

jedoch begreifen neuere Naturforscher beide Arten und wegen der Aehnlichkeit auch die Monds-Augen-Menschen unter Einem Namen, und nennen sie, da sie nur in einigen wenigen Punkten von einander abweichen, kurzweg *Kakerlaken*. [...]

[470] Die weiße Haut, doch mit einem angenehmen Roth, die rothen Augen ohne Pigment mit weißen Augbraunen und etwas stark anliegenden Augenliedern, dabei aber einen hübschen Körperbau, viel Talent und ein sehr religiöses Gefühl hat der bewußte Knabe, den ihr gesehen, und dessen nicht uninteressantes Schicksal ich euch nun erzählen will.

Sein Vater, den er frühe durch den Tod verlor, war ein Bauer, und hinterließ noch mehrere Kinder, von denen nur der genannte Knabe und noch ein Bruder desselben das ausgezeichnete Aeußere, die andern aber die gewöhnliche Hautfarbe der Bauersleute haben.

Aus der Kleidung, die der Knabe trägt, schließet ihr wohl von selbst, daß er nicht bei seinem Stande geblieben ist. Es mag ungefähr zehn Jahre sein, daß die Mutter desselben an einem Charfreitag in eine benachbarte Dorfkirche ging, und, wie dies auf dem Lande oft geschieht, ihren vierjährigen Knaben mit sich nahm. Der Geistliche hatte die Bedeutung des Tages dazu benüzt, um ein besonderes Wort zum Andenken [471] der Entschlafenen zu reden, deren Gräber die Kirche rings umgeben. Er selbst hatte in kurzer Zeit alle seine Kinder durch den Tod verloren; das Grab des Lezten war noch frisch und neu. Er hätte wohl noch besser trösten können, wenn er nicht selber des Trostes so bedürftig gewesen wäre. Als nach dem Gottesdienst unter den übrigen Leuten auch die Mutter mit dem weißkopfigen Knaben an der Hand an seinem Hause hinabging, fiel ihm das Aeußere desselben auf, denn er hatte in früherer Zeit einen ähnlichen Menschen gesehen, der in T. studierte, durch Kenntnisse und gutes Betragen eben so viel Aufsehen erregte, als durch sein Aeußeres, und in einem Alter von dreißig Jahren als Professor in E. starb. Die Neugierde veranlaßte ihn, daß er die Mutter bat, auf einige

Augenblicke einzusprechen, um den Knaben genauer betrachten zu können. Er nahm den Knaben, der ihm freundlich entgegenlief, auf die Arme, während die Mutter an der Thüre stand und weinte. Auf sein Befragen: warum sie weine? erwiederte sie: »Ach! Sie haben gar kein Kind mehr, und ich könnte, so lieb ich meine Kinder habe, wohl eines entbehren.« »Wollte Gott, sagte der Geistliche, daß ich so reich wäre, wie Ihr.« Und die Augen gingen ihm über, und er sah mit trübem Blick durch's Fenster auf den Kirchhof vor seinem Hause und auf die Gräber seiner Kinder, und sah auf die Todtenkränze an der Wand in seiner Stube. Da fällt ihm, ohne daß ein Mensch ein Wort weiter redet, der Knabe um den Hals und spricht: »Du mußt mein Vater sein!« »Wo ist denn dein Vater?« fragte der Geistliche. Im Himmel, sagte der Knabe. Nun so bleibt's dabei, antwortete jener, du kommst zu mir. Die Mutter stand immer noch an der Thüre, und meinte, das sei von ihrem Kinde nur so im kindlichen Unverstand geredet. Aber wer dem Manne nicht mehr von der Seite ging und sich an ihn anklammerte, war der Knabe. Man wollte die Probe auf einige Tage machen, aber am Ostertage suchte er schon die [472] Eier im Pfarrgarten, und sein Bette war im Pfarrhause aufgeschlagen, und man wußte nicht mehr, ob die Pfarrleute weniger ohne den Knaben, oder der Knabe weniger ohne die Pfarrleute sein konnte, die er nun Vater und Mutter nannte.

Am Ostermontag Abends (es war gerade Vollmond) fragte der Knabe, ist da oben mein Vater, wo das Himmelslicht ist? Ja, sagte der Geistliche. Der Knabe streckte gegen den Himmel die Arme aus und rief: Sieh doch herab, Vater, wie gut ich's habe!

Der Knabe hat's wohl gut gehabt bisher, denn er brachte wieder Freude und Leben in's ausgestorbene Haus. Aber die Sorge merkte er nicht, die seine Pflegeltern um seine Zukunft hatten; denn obwohl das schöne Haar und das gute Herz des Kindes viele Freunde und Bewunderer fand, die auf der Straße sogar stehen blieben, und ihm nachschauten, wenn er

vorüber ging, so hinderten eben doch die schwachen Augen manchmal. In der Kirche war er am liebsten, in der Schule übertraf ihn Keiner an Fleiß und Religionskenntnissen; auch im Lateinischen und Französischen machte er gute Fortschritte, doch durfte man ihn mit Lesen nicht viel anstrengen, sonst nahm er manchmal ein A statt U. Das Meiste lernte er nur vom Vorlesen und Vorsprechen, wozu ihm sein außerordentliches Gedächtniß half. Von Erlernung der griechischen und hebräischen Sprache oder des Zeichnens, und was überhaupt scharfe Augen erfordert – mußte man abstehen, und sich mehr an die Realien halten.

Beschenkt wurde er von vielen Seiten, denn er war hübsch, wohlgewachsen, artig und klug. Die Kost, sagte sein Pflegvater, darf ich nicht rechnen; Gott hat mir wieder Kinder geschenkt und gesund erhalten, so hat der Knabe mir wieder einen Segen in's Haus gebracht, und wo fünf Kinder essen, ißt auch das sechste. Allein wie es in dem bekannten Verse lautet:

»Mit jedem Schritt wird weiter die rasche Lebensbahn«

so waren schnell zehn Jahre vorüber, und mit dem Schluß der [473] Schuljahre des Knaben standen die Pflegeltern am Anfang einer großen Sorge: was sollte aus dem Kindlein werden? Es war vorauszusehen, daß der Knabe unter zwanzig Berufsarten neunzehn nicht ergreifen könne, wo ein scharfes Auge vonnöthen ist. Aber ist's denn unrecht, wenn man denkt: Gott zeigt einem Jeden einen Weg, und was er erschaffen hat, das will er auch erhalten?

An seinem Confirmationstage erklärte der Knabe, er wolle die Handlung erlernen, und so zeigte sich bald ein gutes Plätzlein in der Nähe, wo er zu seiner Ausbildung hinlängliche Gelegenheit hat, und vermöge seiner Vorkenntnisse gute Fortschritte macht. Manchmal besucht er seine Pflegeltern, und als er in den lezten Weihnachtstagen freudig und rüstig in ihr Haus hereintrat, da war's erst eine ganze Freude, denn mehr als einmal hatten der Pflegvater und die Pflegmutter, wenn sie mit den übrigen Kindern vor dem brennenden Christbaum standen, zu einander gesagt: »Eines fehlt noch,

dann wäre die Freude vollkommen.« – »Aber wie geht's denn, sagten nun *Albert*, *Adolph* und die übrigen Kinder, die bisher still horchend dagesessen, wie geht's denn dem Jungen bei der Handlung mit Gewicht, Maß und Münze? da wird's auch oft ein A statt U geben.« Lieben Kinder, sagte der Vater, da hilft Zweierlei: für's Erste muß der Knabe seine Vorsicht und Aufmerksamkeit verdoppeln, und das steht überhaupt der Jugend wohl an. Sodann ist ja der liebe Gott auch dabei, der dem Knaben Kraft, und dem Lehrherrn Geduld schenken wird.

AUGUST WILHELM GRUBE

Biographieen aus der Naturkunde

1851

[1] ### *Geschichte eines Wassertropfens.*

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen netzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen,
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Mancher arme Tropf unter den Menschenkindern hat nicht so viel erlebt, als der kleine winzige Wassertropfen, von welchem ich dir jetzt eine Geschichte erzählen will.

Im Schooße des großen weiten Meeres sprangen im hellen Sonnenschein tausend und aber tausend kleine Tropfen wie lustige Kinder auf dem Schooße ihrer Mutter, und ließen sich

vom Winde hin und herschaukeln. Ein Söhnchen in der zahlreichen Tropfenfamilie war besonders muthwillig und wollte immer am höchsten springen, aber er fiel, sowie seine andern Brüder, immer wieder in den Schooß der Mutter zurück. Zuweilen hing er sich an die Floßen eines Delphins, ließ sich von diesem eine Strecke weit forttragen und sprang mit ihm tanzend empor; aber höher vermochte er nie zu springen, als der Fisch selber, und wie dieser niederfiel und untertauchte, so mußte er folgen. Als wäre er an einen Faden gebunden, so zog es ihn immer zur Wasserfläche zurück. Wenn er dann aufschaute zum klaren blauen Himmel, der wie ein zweiter Ocean hoch über dem Meere sich wölbte, und an welchem die strahlende [2] Sonne spazieren ging, so erfaßte ihn die Reiselust, eine gewaltige Sehnsucht, sich in die Luft bis zu den Wolken emporzuschwingen, mit diesen durch das blaue Luftmeer zu schiffen, und von oben herab die Erde zu beschauen. Da bat und flehete denn der kleine Tropf die Sonne an, daß sie ihn doch einmal zu sich emporziehen und mitnehmen möchte auf ihre große Reise um die Erde herum. Der lieben Sonne gefiel der kühne Muth des Wichtleins, und sie gewährte seine Bitte. Sogleich schickte sie einige von ihren Strahlen ab, und im Nu waren diese unten im Meere angelangt, um das Tröpfchen mit sich zu nehmen hoch in die Luft. Damit es aber dem armen Tropfe nicht an Reisegefährten gebreche, nahmen die Sonnenstrahlen noch eine große Schaar anderer Tröpflein mit, wovon jedoch unser Wandersmann gar nichts gewahrte, denn die ganze Reisegesellschaft war schon von der Sonne in unsichtbare Luft verwandelt worden. Darum merkte es auch die Frau Mutter See nicht, daß der kleine Sohn sammt seinen Brüderchen ihr von der Frau Base Sonne jetzt entführt ward. Im schnellsten Laufe eilten alle Tropfen der Sonne zu; sie stiegen immer höher und höher, bis es ihnen ganz schwindlich wurde. Als sie hoch genug gestiegen waren, kamen sie an einen Luftstrom – denn da oben gibt es auch Flüsse und Bäche, wie unten auf der Erde, nur ist kein Wasser darin, sondern Luft. In diesen Luftstrom sprangen sie

hinein und ließen sich von demselben fortführen weit über das Meer hinweg dem Lande zu. Als geübte Schwimmer brauchten sie nicht viel Zeit; in einer Stunde hatten sie hundert Meilen gemacht. Das war eine Lust, so schnell durch den Luftocean hinzusegeln, viel schneller als Fische schwimmen und Vögel fliegen können! Und wie erstaunten sie, als tief unter ihnen eine ganz neue Welt sich zeigte! Sie schauten hernieder auf grüne Wiesen und wallende Kornfelder, auf [3] Bäume und Büsche und Städte und Dörfer. Hier pflügte ein Bauer mit seinem Ochsengespann einen Acker, dort sprengte ein Reiter auf muthigem Rosse einher; hier schwang sich ein Adler zu der unsichtbaren Tropfenfamilie hinauf, als wollte er sie begrüßen, und schoß dann wieder nieder gleich einem Pfeil; dort hüpften in dichtbelaubten Wäldern allerlei bunte Vögel und sangen. Wie die Sonne Alles schaut, was sich auf Erden begibt, so hatten auch die Tropfen helle Aeuglein bekommen, und ließen's am Schauen nicht fehlen. Alles war ihnen neu, und als sie im Schooße ihrer Meeresmutter verborgen ruhten, da hätten sie es nimmer sich träumen lassen, so etwas wie eine Stadt, ein Pferd oder einen Acker zu sehen. In ihrer großen Verwunderung und Freude hatten sie gar nicht darauf geachtet, daß die Sonne immer tiefer am Himmel niedergesunken war. Jetzt tauchte sie an eben der Stelle in das Meer hinab, von wo sie ihre Reise begonnen hatten. Da dünkte es unserm Tröpflein, das anfangs am muthwilligsten gewesen war, gar nicht mehr so lustig in den hohen Luftschichten, zumal es hier mit jeder Minute kälter und dunkler ward. Der arme Tropf schaute sich nach einem Obdach um; aber von einer Herberge für die Nacht war auf diesen luftigen öden Gefilden nichts zu entdecken. So faßte er denn den Entschluß, lieber auf der Erde zu übernachten, die ihn mit ihren Wiesen und Bäumen und Blüthen so freundlich angelacht hatte. Gedacht, gethan! Leise und ungesehen schwebte er in die Tiefe hinab. Je tiefer er kam, desto schwerer ward er; er fühlte, wie er aus dem unsichtbaren Dunst sich in einen sichtbaren Wassertropfen verwandelte; er fiel immer schnel-

ler und schneller, und langte endlich auf einem Rosenbusche an. Eine halb erblühete Knospe eröffnete ihm gastfreundlich die Thür, und hurtig schlüpfte das Tröpflein hinein, denn in dem grünen Häuschen war ihm ein dufti-[4]ges Bette zubereitet zur Ruhe für die Nacht. Als der Morgen grauete und im Osten der Himmel sich röthete, war auch das Tröpflein schon munter und sah nun mit freudigem Erstaunen, wie es seine Nachtruhe gehalten in den zarten Rosenblättchen, die gleich den Strahlen des Morgenroths glänzten. Frisch und wohlgemuth kam es aus seinem duftigen Bette hervor, und setzte sich auf den Rand eines Blumenblattes. Hier erwartete es die liebe Sonne, und als sie, prächtig und majestätisch, gleich einer Königin, am Himmel aufstieg, wünschte es ihr einen freundlichen guten Morgen. Die Sonne freute sich des kleinen hellen Tropfens, und spiegelte ihr Antlitz in ihm ab, daß er schöner leuchtete als der Diamant. »Nimm mich wieder auf zu dir, o liebe Sonne, und laß mich wiederum mit dir reisen, weit über die Erde hinweg!« – so rief der kleine Tropf der Morgensonne entgegen, und diese erhörte abermals seine Bitte. Ihre Strahlen zogen ihn schnell zum Himmel empor, und lustig schwebte er wieder fort über Städte und Länder, über Berg und Thal. Doch als der Tag immer heißer und schwüler ward, gingen dem übermüthigen Gesellen die Kräfte aus; er wollte still halten und ausruhen. Aber auf seinem Wege stand kein Grashalm, blühete keine Rose, war kein Schatten für den müden Wanderer zu finden. Er hätte weinen mögen vor lauter Müdigkeit, und schrie in seiner Noth zur guten Sonne: »Laß mich wieder hinab auf die Erde oder zu meiner Mutter, dem Meere!« Als er dieß gesprochen, hörte er tausend und aber tausend Stimmchen über und neben sich, die riefen alle dasselbe und stimmten in seine Bitte ein; denn es waren seine Brüderchen, die unsichtbar neben ihm schwammen, und welche getreulich dem kühnen Springinsfeld nachgefolgt waren. Da erbarmte sich die liebe Sonne und schickte einen kühlen Wind, der alle die kleinen Tröpfe zusammentrieb in eine [5] graue Wolke, die je größer wurde, je mehr Tropfen zusammenkamen. In dem dichten Nebel konnten sich die Brüderchen anfangs gar nicht erkennen, sie drängten und drückten sich an einander und wußten nicht, wie ihnen geschah, bis sie auf einmal in sichtbare, runde Wassertröpflein sich verwandelt sahen, sich alle bei der Hand faßten und in schnellem Laufe der Erde zueilten. Das rauschte und plätscherte, als das kleine Heer auf der Erde unten ankam! Die Menschen aber sprachen: Es regnet! Ein Theil der Tropfen fiel auf einen hohen Berg und unser kleiner Held gleichfalls. Doch der hohe Fall that ihm gar nicht wehe; munter und guter Dinge sprang er an dem steilen Felsabhange hinunter und seine Brüderchen hinter ihm drein, wie die Soldaten hinter ihrem General. Bald war wieder ein ganzes Heer beisammen, und Jeder hielt so eng und fest an dem andern, daß sie anwuchsen zu einem schäumenden Waldbache, der keck in frohem Uebermuth der Jugend vorwärts strömte. Kamen sie an einen spitzen und eckigen Stein, der sich ihnen trotzig in den Weg stellte, so versuchten sie, wer zuerst hinüberspringen konnte, und der kleine General brachte es immer am höchsten. Zuweilen hüpfte er auf einen Erdbeerstrauch, der am Raine des Baches gewachsen war, und schlüpfte dann neugierig in die weißen Blüthen oder setzte sich auf die rothen Beeren, als wollte er versuchen, wie sie schmeckten; oder er kletterte auch wohl auf die Blätter einer überhangenden Erle und schaukelte da so lange, bis er auf seine Gefährten im Bache hinunterfiel und mit diesen dann lustig weiter rannte. Als sie so zusammen eine Strecke fortgehüpft waren, immer bergab, hörten sie im Thale drunten etwas klappern, und wie sie näher kamen, erblickten sie ein Haus, vor dem lagen zwei große, rund zugehauene Steine und standen ein paar Esel, die von einem weißbestäubten Manne mit Säcken beladen wurden. [6] An der Hinterseite des Hauses drehte sich ohne Aufhören ein Rad, über welches der Bach hinwegbrauste. Es war eine Mühle. Im Innern derselben wurden durch das drehende Rad solche große Steine gleich jenen, die vor der Thür lagen, schnell wie im Fluge herumgewirbelt, viel schneller als der

Kreisel, welchen der Knabe peitscht, sich zu drehen vermag. Das waren die Mühlsteine, welche fleißig arbeiteten, das Korn zu weißem Mehl zu zerreiben. Welcher Riese war es aber, der die Kraft besaß, das Mühlrad sammt den schweren Steinen so hurtig zu drehen und zu schwingen? Niemand anders als unsere kleinen Tröpfe, die zu Tausenden über das Rad hinabsprangen und so kräftig auftraten, daß es sich vor ihnen beugte. Wie klein und winzig ein Wassertröpflein allein, in Wahrheit ein armer Tropf; aber wenn die Kleinen sich verbinden, fest wie Brüder an einander halten, dann gewinnen sie Riesenkraft und sind groß! Das Tröpflein mit seinen Brüdern hinterdrein machte muthig den halsbrechenden Sprung, und als es hinabstürzte, war es, als müßte es im schäumenden Wasserstrudel unter dem Rade sein Grab finden. Aber bald arbeitete es sich muthig empor und schwamm weiter so ruhig und wohlgemuth, als sei ihm nichts geschehen. Sein Weg führte zu einem Teiche, worein der Bach mündete. Auf dem Teiche schwammen Enten und Gänse, am Rande hatten die Frösche ihre Wohnung aufgeschlagen, ließen sich's wohl seyn in der warmen Sonne und stimmten lustig ihren quakenden Rundgesang an. Aus dem Schlammboden erhoben sich Karpfen und Schleien, plätscherten und sprangen über den Wasserspiegel empor, so übermüthig, als wären sie Delphine des Meeres. Das machte unserem kleinen Tropf viel Spaß, und er beschloß, eine Zeitlang in dieser kleinen Welt zu verbleiben. Die Enten erkor er zu seinen Schiffchen, mit denen er rechts und links, den Bach aufwärts [7] und abwärts zum Teiche zurückschiffte; die Frösche waren seine Pferdchen, die er keck bestieg, um mit ihnen über die Grashalme zu springen und auf der Wiese spazieren zu reiten. Doch endlich ward es dem Kleinen, der aus dem großen, unendlichen Meere stammte, im winzigen Müllerteiche doch zu eng und zu klein, und er wäre gern wieder zur Sonne aufgestiegen, um mit ihr durch die Lüfte zu segeln nach dem Weltmeere zurück, aus welchem er mit so viel Kühnheit entwischt war. Schon wollte er der Sonne seinen Wunsch wieder

vortragen, siehe, da kam eine Frau mit der Gießkanne in der Hand, beugte sich zu dem Teiche herab, erhaschte das Tröpflein in ihrem Gefäß und spritzte es auf die weiße Leinwand, welche neben dem Teiche zum Bleichen ausgespannt war. Da saß nun der arme Tropf auf dem Trockenen, und er wäre schier verschmachtet, hätte nicht die gute Sonne mit ihren hellblickenden Augen zu rechter Zeit seine Noth bemerkt. Rasch zog sie ihn mit seinen Brüderchen aufwärts, so daß keine Spur von ihnen auf der Leinwand zurückblieb, und wohlgemuth schwamm er wieder im blauen Luftmeere dahin. Die Sonne wollte aber nicht fortwährend von kleinen Tröpfen belästigt werden, und um eine Zeitlang Ruhe zu haben, auch dem wanderlustigen Gesellen etwas die Reiselust zu vertreiben, schickte sie ihn jetzt über die Ostsee in das weite Flachland der russischen Ebene, wo es sehr kalt und wenig Merkwürdiges zu sehen ist. Die Reise war lang, und als der Tropfen müde und matt am russischen Himmel anlangte, war es ihm nicht mehr zu heiß. Ein scharfer Wind wehete vom Nordpol her, der machte die Luft sehr frostig, und es kamen wieder Tausende von Wassertröpfchen zusammen, als wollten sie an einander sich wärmen. Doch mit dem Erwärmen war es jetzt schlecht bestellt, denn die Sonne stand tief am Horizont und ihre schrägen Strahlen vermochten [8] kaum den trüben Nebel zu durchdringen. Die Tropfen wollten sich ihre Noth klagen und Rath halten, was nun zu thun sei, da, o Wunder, geschah plötzlich eine Verwandlung. Jedes Wassertröpflein ward zu einem weißen, silberhellen Sterne, geziert mit feinen Nadeln und Härchen, so zart und fein, wie die Härchen auf dem Flügel des Schmetterlings, und wie weiße Schmetterlinge schwebten nun die Eissternchen, im bunten Tanze durch einander hüpfend, zur Erde herab. Da sagten die Menschen: Es schneit! [...]

[11] Wenn du einmal an einem heitern stillen Sommerabende am Strande des Meeres spazieren gehst, und gar kein Lüft-[12]chen sich rührt: so hörst du dennoch ein leises Murmeln

und geheimnißvolles Rauschen, und weißt nicht, von wannen das kommt. Siehe, das sind die Tröpflein, die sich wundersame Geschichten erzählen von den weiten Reisen, die sie gemacht. Und dann gedenke daran, daß der liebe Vater im Himmel, der alle Tropfen im Meere gezählet hat, und sie behütet, daß keins sich verliert und verloren geht, auch deine Schritte lenkt, und dich sicher geleitet durch die Irrgänge des Erdenlebens in das Meer der Ewigkeit. –

Schauspiele

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein wurden Kinderschauspiele nur im privaten Kreis aufgeführt. Schulaufführungen, die bereits im 18. Jahrhundert kaum noch verbreitet waren, fanden selten statt. Öffentliche Aufführungen in professionellen Inszenierungen auf den Bühnen von Stadt- oder Privattheatern gab es erst Ende der sechziger Jahre; das Angebot kommerzieller Aufführungen für Kinder beschränkte sich jedoch schnell auf das Weihnachtsmärchen.

Im biedermeierlichen Familien- und Freundeskreis, vor allem, wenn sich die Familie zum gebildeten Stand rechnete, waren Theateraufführungen sehr beliebt. Daß Eltern und Kinder zusammen mit Freunden und Verwandten gemeinsam im häuslichen Rahmen sich beschäftigten, kam den Vorstellungen der Zeit von einem harmonischen, im überschaubaren Kreis tatkräftigen Leben entgegen. Die Stücke wurden Almanachen oder Zeitschriften entnommen, aber auch den ausschließlich für das Kinderschauspiel herausgegebenen Büchern.

In der Hauptintention dienten die Kinderschauspiele der moralischen Belehrung – darin den Kinderschauspielen der Aufklärung folgend –, die jetzt nicht selten auf schwülstige, sentimentale und unwahre Weise vorgetragen wurde. Dennoch lehnten viele Pädagogen die Schauspielerei von und vor Kindern ab: sie befürchteten unerwünschte Zerstreuung und übermäßige, nicht mehr zu bändigende Phantasieentwicklung. Unorthodoxere Erzieher dagegen verteidigten das Kindertheater als ein gesellschaftliches Bildungsmittel, als eine Anstalt der öffentlichen Erziehung im Schillerschen Sinne. Richtiges Sprechen und eindrucksvolles Deklamieren, eine deutliche Ausdrucksweise der Gefühle und Selbstsicherheit in der Bewegung – alles für eine spätere gesellschaftlich bedeutende Stellung von Wichtigkeit – könnten Kinder durch die Aufführung kleiner Schauspiele lernen. Zudem wirke ein von